



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Vom Wucher. Der den Grenzbotenlesern wohl bekannte Dr. Leopold Caro in Lemberg hat bei Duncker und Humblot in Leipzig ein sehr gehaltvolles Buch herausgegeben: „Der Wucher, eine sozialpolitische Studie.“ Zu der Vorrede sagt er: „Mein Essay: »Die Judenfrage, eine ethische Frage« (Leipzig, Fr. W. Grunow, 1892), das [sic!] an Stelle des bisherigen Vertuschungssystems eine andre Methode der Bekämpfung des Antisemitismus vorschlug, die Methode strenger Wahrhaftigkeit und unmaßsichtlicher Preisgebung der Schuldigen, wurde von den Juden mißverstanden und ich selbst mit niedrigen Schmähungen überhäuft; von den Antisemiten dagegen, deren offener aber loyaler Gegner ich stets war und bleiben will, wurde dieselbe Schrift meistens gelobt und zum Ausgangspunkte neuer, von mir gewiß unerwünschter [sic!] und unbeabsichtigter Angriffe gegen das Judentum im allgemeinen gemacht.“ Durch diese schlimme Erfahrung hat er sich jedoch nicht abhalten lassen, das in demselben Geiste geschriebene vorliegende Buch herauszugeben. Er untersucht darin Wesen und Begriff des Wuchers, indem er die vorhandenen Theorien mit vollständiger Beherrschung der Litteratur kritisiert, beleuchtet die Lehre vom Zins und die verschiedenen Formen des Leihvertrages vom ethischen wie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus, erzählt die Geschichte der Wucher-gesetze und schildert den Wucher, wie er in unsrer Zeit betrieben wird. Dem „Wucher auf dem Lande in Galizien“ ist ein besondrer 108 Seiten starker Abschnitt gewidmet, dem das in einer vom Landesauschuß veranstalteten Umfrage gewonnene handschriftliche Material zu Grunde liegt.

Da in dieser kurzen Anzeige auf das Wesen des Übels natürlich nicht eingegangen werden kann, so beschränken wir uns darauf, bei dieser Gelegenheit ganz kurz unsre Ansicht über das geeignete Heilverfahren auszusprechen, und überlassen es dem Leser, zu prüfen, wie weit sie in dem Buche Caros ihre Begründung findet.

Das Hauptgewicht legen wir auf die verschiedenen Arten von Wucher, zu denen die Nöte des Gewerbestandes, namentlich aber die des Kleinbauernstandes Anlaß geben. Ob und wie weit die Gesetzgebung den leichtsinnigen Lebemann vor den Folgen seiner eignen Thorheit und Gewissenlosigkeit zu schützen habe, ist eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung, selbst wenn es sich um Lebemänner im jugendlichen Alter handelt, denn so jugendlich unerfahren ist kein Student, daß er nicht wüßte, ein wie großes Unrecht es ist, hinter seines Vaters Rücken Schulden zu machen; das weiß jedes zwölfjährige Kind. Und um Postunterbeamte mit fünf- unddreißig bis fünfundvierzig Mark Monatsgehalt vor der Wahl zu schützen, ob sie dem Wucherer in die Hände fallen oder der Versuchung zu einem Verbrechen unterliegen wollen, giebt es nur ein Mittel: Gehaltserhöhung. Das heutige Kreditbedürfnis des Bauernstandes nun, auf den sich unsre kurze Erwägung beschränken soll, entspringt daraus, daß er mehr und öfter bares Geld braucht als früher. Soll ihn dieses Kreditbedürfnis nicht schließlich Wucherern in die Hände treiben, so braucht er Darlehnskassen nach dem System Raiffeisen. Diese Kassen haben sich überall, wo sie bestehen, bewährt, wären aber vielleicht noch mancher zur Verwirklichung ihrer Idee erforderlichen Verbesserung fähig. Diese Idee besteht darin, daß sie nicht Geldinstitute zur Erzielung von Dividenden für kleine Kapitalisten sein sollen, sondern Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe, die darauf

beruhen, daß durch Einrichtung eines Sammelbeckens einerseits der zeitweilige Geldüberfluß des einen und der zeitweilige Geldmangel des andern, andererseits Ebbe und Flut in der Haushaltungskasse eines und desselben Bauern ausgeglichen wird, ferner darauf, daß alle Teilhaber der auf eine einzige Gemeinde oder wenige kleine Gemeinden beschränkten Genossenschaft einander persönlich kennen, einander trauen können, der Notwendigkeit umständlicher Schreibung, kostspieliger Verwaltung und riskanter Geldgeschäfte mit weit entfernten, ihnen unbekanntem Personen überhoben sind. Erleiden doch viele Landleute auch bei gar nicht wucherischen Geschäften schon dadurch Verluste, daß sie sich bei Geldzahlungen keine Quittung geben lassen, weil sie das entweder nicht für nötig halten oder den Empfänger durch die Forderung einer Quittung zu beleidigen fürchten.

Solche Genossenschaften zu wechselseitiger Hilfe sind natürlich nur dort lebensfähig, wo die Gesamtheit wirtschaftlich stark genug ist, den einzelnen in Zeiten vorübergehender Schwäche zu tragen. Ist ein ländlicher Bezirk überbevölkert, sind die Grundstücke zu klein, und kann das unzureichende Einkommen auch nicht durch Industrie ergänzt werden, so giebt es gar keine zeitweiligen Überschüsse, aus denen ein Sammelbecken gebildet werden könnte. Hier handelt es sich nicht um zweckmäßige Verteilung vorhandener, sondern um Beschaffung nicht vorhandener Mittel. Die Beschaffung auf dem Wege des Darlehns von Personen, die der verarmten Gemeinde nicht angehören, kann ihr keine Hilfe gewähren. Wer das zum Leben notwendige nicht hat, der kann keine Zinsen zahlen. Er kann die hundert Prozent nicht zahlen, die der eigentliche Wucherer verlangt; aber er kann auch die acht Prozent nicht zahlen, die der Vorschußverein früher verlangte, noch auch die fünf bis sechs Prozent, die dieser jetzt verlangt, er kann nicht einmal ein Prozent zahlen. Unter diesen Umständen trägt jedes verzinsliche Darlehn den Charakter des Wuchers an sich. Sollen solche Gemeinden, deren dem Untergange geweihte Mitglieder sich um jeden Preis Galgenstrafen zu verschaffen suchen, nicht in die Schlingen der Wucherer geraten, so muß die Auswanderung organisiert und dafür gesorgt werden, daß die Grundstücke der Ausgewanderten nicht dem Grundstückspekulanten zur Beute fallen, sondern um mäßigen Preis in den Besitz oder Pacht der Zurückbleibenden übergehen und diese wieder lebensfähig machen. In der beschriebenen Lage befinden sich jene Gegenden West- und Mitteldeutschlands, wo über Wucher geklagt wird.

Auch in Galizien scheinen hier und da die Grundstücke zu klein, ja von vornherein bei der Trennung zu klein gemacht worden zu sein. Dazu kam dann, daß die Leute dem durch die Aufhebung der Leibeigenschaft neu erzeugten Kreditbedürfnis mit der dem früheren Zustande ganz angemessenen Meinung gegenüberstanden, Geld borgen sei eine Schande und dürfe nur heimlich geschehen. Dazu kam ferner der heutige Fluch aller östlichen Slawenländer, daß ihre Bauern plötzlich in das Getriebe des modernen Kultur- und Staatslebens hineingerissen werden, ohne einen naturgemäß aus ihnen selbst herausgewachsenen Handwerkerstand und Kaufmannsstand, bei dem sie ihre Kulturbedürfnisse auf reelle Weise befriedigen könnten, und daß sie mit allen ihren Käufen und Verkäufen auf den jüdischen Dorfschanken angewiesen sind, der also ihr gesamtes Wirtschaftsleben beherrscht. Dazu kommt endlich, daß in Ostgalizien die Zahl der Analphabeten sehr groß ist.

Jedermann sieht, daß diese Übelstände durch die Bestrafung des Wuchers nicht gehoben werden können. Trotzdem haben wir gegen Wuchergesetze nichts einzuwenden. Nur würden wir uns den Gegnern gegenüber nicht, wie Caro, auf das Verbot des Diebstahls berufen, das ja auch nicht den Diebstahl aus der Welt

schaffe. Hier waltet doch ein sehr tiefgehender Unterschied ob. Der Diebstahl kann verboten werden, denn ob eine Handlung Diebstahl sei, läßt sich stets mit unfehlbarer Gewißheit erkennen, während beim Wucher Wissenschaft und öffentliche Meinung noch nicht einmal über den Begriff einig geworden sind. Und der Diebstahl muß bestraft werden, weil der durch ihn geschädigte die Schädigung wider Willen erleidet, während der Bewucherte die Schädigung selbst herausfordert und, wo Wuchergesetze bestehen, dem Wucherer diese Gesetze umgehen hilft. Wo die Schädigung wider Willen und Willen des Schuldners eintritt, da trägt das Verfahren des Gläubigers gewöhnlich das Merkmal des Betruges so deutlich an sich, daß er, wenn die Gerichte auf dem Platze wären, wohl auch ohne Wuchergesetze bestraft werden könnte.

Nicht darin besteht das Unrecht der Liberalen in Deutschland und Österreich, daß sie behaupten, Wuchergesetze nützen nichts, denn darin giebt ihnen die geschichtliche Erfahrung im großen und ganzen Recht, sondern in zwei andern Sünden. Erstens suchen sie das Übel einfach zu leugnen, hier und da mit erstaunlicher Rectheit; wie wenn im deutschen Reichstage die Sache so dargestellt wird, als ob es sich in Westdeutschland um vereinzelte, von den Antisemiten ungebührlich aufgebauchte Fälle handelte, während doch die Enquete des Vereins für Sozialpolitik die Größe und den Umfang des Übels längst festgestellt hat. Zweitens dadurch, daß sie die Veruche genossenschaftlicher Selbsthilfe bei den Bauern verdächtigen, die Anlage unverschuldbarer Rentengüter, sowie ein besonderes, den Bedürfnissen des Bauernstandes entsprechendes Hypothekenrecht als mittelalterlich und reaktionär verschreiben. In Österreich hat sich diese „liberale“ Strömung den Staat vollständig unterjocht. Sechzehn Jahre lang hat die konzessionirte galizische Kustikalbank die gemeinsten Wucherstückchen verüben dürfen, und nachdem die Thronrede vom 11. April 1891 eine Vorlage über die Organisation des ländlichen Genossenschaftswesens verheißen und der Ackerbauminister Graf Falkenhayn sie am 11. Juli in einer vortrefflichen, ganz in unserm Sinne gehaltenen Rede begründet hatte, mußte er das Jahr darauf, wegen der Angelegenheit interpellirt, gestehen, daß er den versprochenen Gesetzesentwurf nicht vorlegen könne. Den neuen Wuchergesetzesentwurf Caprivis vom 23. Dezember 1892 druckt Caro samt Begründung ab. Er ist davon nicht ganz befriedigt, glaubt ihn aber schon deswegen freudig begrüßen zu müssen, „weil er die Tendenz aufweist, mit dem Übel schonungslos aufzuräumen.“

Eine neue Karte des deutschen Reichs.*) Daß die Kartographie aus den Künsten des Zeichnens und des Kupferstichs herausgewachsen ist, merkt man ihr heute selten an. Die große Masse der Karten sieht mehr nach dem Handwerk, eine Minderheit mehr nach der Wissenschaft als nach der Kunst aus. Die Massenerzeugung schädigt auch auf diesem Felde die Vollendung der Werke. Und doch bleibt die Karte ein Bild, in dem freilich die künstlerische Freiheit der Wiedergabe durch die herkömmlichen Linien und Töne auf einen engen Raum beschränkt wird. Aber gefesselt ist sie durchaus nicht. Wir suchen heute das Künstlerische in den Karten nicht mehr in den oft prachtvoll und nur zu üppig entwickelten Rahmen und Cartouchen des Randes, nicht in den Genrebildern aus dem Leben der Wilden, den Delfinen und Galeeren, die die leeren Stellen der Länder und Meere aus-

*) Karte des deutschen Reichs im Maßstabe von 1:500000 unter Redaktion von Dr. C. Vogel ausgeführt in Justus Perthes geographischer Anstalt in Gotha. 27 Blätter (und Titelblatt) in Kupferstich. Erscheint in 14 Lieferungen zu 3 Mark.

füllen, sondern in der Karte selbst, die bei aller nüchternen Beschränkung auf ihren Zweck und bei strenger Naturtreue schön in den Linien und Farben und durch Sparsamkeit in den Mitteln einfach und klar sein soll. Als völlig zweckwidrig würden wir den Versuch verwerfen, in irgend einem Punkte das Abbild der Erde zu verschönern, vielmehr muß es ganz rein heraustreten. Früher war aus Mangel an genauen Aufnahmen das höchste Ziel der Karte, schön und wahr zu sein, nicht erreichbar. Jetzt fehlt es für viele Länder der Erde, besonders für die europäischen, nicht mehr an den wissenschaftlichen Grundlagen und damit ist die Zeit gekommen, wo die Karte wieder Kunstwerk sein kann und soll. Es ist bezeichnend, daß sich seit einer Reihe von Jahren die tüchtigsten Kartenzeichner die Aufgabe stellen, das Bild der Erdoberfläche plastisch, ja sogar farbig zu gestalten. Mit der Farbe, die auf einigen neuern schweizerischen Karten, z. B. einer Karte des Kantons Glarus von Becker, mit großer Feinheit aufgetragen ist, wird man aber nie die Natur erreichen. Wer vermöchte allein die warmen Töne des grauen Kalksteins der Nordalpen in ihrer Mannichfaltigkeit und Tiefe im Farbendruck wiederzugeben? Das wäre ein vergebliches Bemühen. Die Darstellung darf auf der Karte nur plastisch wirken wollen. Hier liegen die erreichbaren Ziele.

Mit wahrer Freude lenken wir nun da die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Kartenwerk, das für Deutschland wohl das schönste des bisher erreichten bietet: die Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1:500 000, die unter Redaktion von Dr. Karl Vogel im Perthes'schen geographischen Institut in Gotha erscheint. Von den 28 Blättern, aus denen sie bestehen wird, liegen uns 18 vor. Wir wollen versuchen, mit wenigen Worten zu sagen, welche Stelle dieses Werk unter unsern Kartenwerken einnimmt.

Zunächst das Äußere. Die Blätter sind in zweifarbigem Kupferstich hergestellt. Das Gradnetz, die Flüsse und Wege, die Ortszeichen und die Namen sind schwarz, das Gelände ist in warmer Erdfarbe gegeben. Meer, Seen und Ströme sind blau, und von den zwei neben einander erscheinenden Ausgaben trägt die eine die Staats- und Verwaltungsgrenzen in buntem Kolorit, die andre die Waldflächen in lichthem Grün. Die Höhenunterschiede treten durch die nach bekannnten Regeln abgestufte Schraffur, die Tiefenunterschiede des Meeres durch helleres und dunkleres Blau hervor. Da nur kleine Dörfer und Weiler übergangen sind, so waren viele tausende von Namen zu geben. Trotzdem hat es die Behandlung des Stiches ermöglicht, die Karte übersichtlich und lesbar zu erhalten. Feldmarschall Moltke, der berühmteste aller Kartographen, hat noch die ersten Blätter beurteilen können und neben der Sorgfalt in der Redaktion und der fachgemäßen Sichtung des Stoffes die „im Kupferstich und Druck mustergiltige Ausführung“ gerühmt. Dem haben wir natürlich nichts hinzuzufügen.

Ist das Werk notwendig? Zwischen der Karte des deutschen Reichs im Maßstab von 1:100 000 und den Blättern im Maßstab von 1:1 000 000 oder 1:1 500 000, wie man sie in Atlanten und Reisebüchern oder einzeln käuflich als Touristenkarten findet, fehlte uns bis zum Erscheinen dieses Atlas eine übersichtliche, bequeme und dabei doch möglichst vollständige Landkarte. Gerade die weitverbreiteten Bedürfnisse der Armee, des Verkehrs und jeder gründlichen Orientierung, die die Übersichtlichkeith nicht aufgeben will, weisen in die Mitte. Ein Maßstab von 1:500 000 ist für sie am passendsten. Das lehren besonders die militärischen Erfahrungen. Nach Karten in diesem Maßstab kann ein Mann mit etwas Orientierungsgabe noch wandern, wenigstens im Flachland und im Mittelgebirge, aber man kann

auf ihnen auch im großen Zusammenhang die Formen des Bodens, die Flüsse, Verkehrswege, Dörfer u. s. w. studiren. Da das Zueinandergreifen dieses Studiums und des Selbstsehens beim Wandern die beste Grundlage der Landes- und Ortskenntnis, der Orientirung im höhern Sinne ist, möchten wir gerade diesen Karten einen hohen Wert beilegen. Für das große Publikum sind sie praktischer als die topographischen Blätter und werden sich auch einst weiter verbreiten. Wir glauben, daß sie aber auch in der Armee Freunde finden werden. Hier wie dort wird man sie gern benutzen. Und gerade auf dieses „gern“ möchten wir Gewicht legen. Diese Karten sind anziehend und fesselnd. Sie wirken nicht nur durch das, was sie geben, sondern auch durch die Art, wie sie darstellen. Es ist ein Vergnügen, sie zu studiren. Wir hoffen daher, daß sie in weiten Kreisen das Verständnis für den Genuß erschließen werden, der im Nachlesen und Nacherleben einer Wanderung auf einer guten Karte liegt. Es genügt nicht, daß wir immer auf unsre geographische Überlegenheit, besonders den Franzosen gegenüber, pochen, die sich übrigens jetzt in der Geographie ganz tüchtig üben. Nur die Armee leistet viel darin, unsre Schulen nicht genug. Ihnen muß das Leben nachhelfen. Und dazu ist dieses Kartenwerk, das uns die Heimat so treu und schön zeichnet, trefflich geeignet.

Berthold Auerbachs dramatische Eindrücke. Die Veröffentlichung einer Reihe von Tagebuchblättern Berthold Auerbachs, in denen er viele Jahre hindurch seine Eindrücke und die an diese Eindrücke geknüpften Betrachtungen nach gelassenen Theaterabenden aufgezeichnet hat, wird von keinem Ernstgesinnten als unnütze Buchmacherei bezeichnet werden. Freilich ist der Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten das gerade Gegenteil von einem dramatischen Dichter gewesen. Wenn er sich jahrzehntelang darüber getäuscht und immer wieder Anläufe genommen hat, Trauerspiele, Dramen, Lustspiele („Andre Hofer,“ „Der Wahrspruch,“ „Das erlösende Wort“) zu schaffen und auf die Bühne zu bringen, und sich in den „Dramatischen Eindrücken“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) nur schwer und allmählich zu der Einsicht über diese Grenze seiner Begabung durchringt, so ist das zwar ein Beweis seiner künstlerischen Aufrichtigkeit, hat aber doch auch seine komische Seite. Alles in allem scheint es, daß Auerbach das starke Übergewicht der Reflexion in allen seinen Erzeugnissen, auch in den epischen, niemals richtig geschätzt und darum so zögernd und schmerzhaft seine Unfähigkeit zu dramatischem Schaffen begriffen hat. Daraus folgt natürlich noch nicht, daß er keine Einsicht und kein Urteil für die dramatische Poesie anderer besessen habe, und so beruft sich denn auch das Vorwort zu diesen „Dramatischen Eindrücken“ (von Otto Neumann-Hofer) mit Recht darauf, daß Auerbach „Fühlfäden hatte für das dramatische Schaffen,“ daß „der Dichter in ihm den Dichter verstand in jenen Tiefen, wo die Anschauungen schlummern und die Kräfte aufgespeichert sind, aus denen das dichterische Gebild erwächst.“ Nicht nur dies Verständnis wird jeder Leser erkennen, sondern er wird sich auch an dem reichen Inhalt und an der Schärfe und Klarheit des Stils in diesen Tagebuchblättern erfreuen. Den „Tausend Gedanken des Kollaborators“ sind hier noch einige hundert neue Gedanken und Einfälle angeereiht, nach Auerbachscher Art neben ersten, geistvollen und feinsinnigen Betrachtungen eine Menge kleiner Züge und Ansätze zu psychologischen Studien, unruhiger Beobachtungen und gespreizter Redensarten, die mehr überraschend als überzeugend wirken. („Hätte Schiller diesen russischen Stoff [Demetrius] voll [?] ausgearbeitet, in den letzten fünfzig Jahren wäre die Anschauung der Welt von

Rußland eine andre gewesen, mindestens kulturhistorisch — Rußland wäre für Deutschland poetisch angebautes Kulturland gewesen!“ — „Es ist in Goethes *Sphigie* etwas Canovaartiges, etwas von Entkleidung, statt natürlicher Nacktheit, wir sehen noch Spuren der abgelegten Schnürbrust und nicht die volle in der Nacktheit ausgeführte Erscheinung!“ — „In Grillparzers »*Ottolar*« und »*Esther*« liegt die Spur eines wirklichen Dichters!“ u. s. w.) Auerbach hat zwar diese Hefte durchaus oder doch zum allergrößten Teil nur für sich geschrieben, er legt sich selbst Rechenschaft von seinen Theatererfahrungen ab, aber unbewußt spricht er dabei doch ins Publikum hinaus und erscheint in die Gewohnheit verstrickt, sich selbst Reflexionen zum besten zu geben, die mit einem Wille beginnen, auf eine schlagende Sentenz zugespitzt werden und mit tönenden Worten endigen. In dem Eifer dieses Reflektirens begegnen ihm wunderbare Dinge, so wenn er sich die Hauptgestalten von Lessings *Nathan* zurechtlegt und wörtlich niederschreibt: „Daß der Christ minder abgeklärt ist, als der Jude und der Muselman, liegt teilweise darin, daß das Christentum eben noch historisch mächtiger, lebendiger, herrschender und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, die die Religion erst erlangt, wenn sie von äußerer Macht entkleidet worden.“ Inwiefern ist der Islam „von äußerer Macht entkleidet?“ Bezieht sich die Reflexion auf die Zeit, wo „*Nathan der Weise*“ spielt, so waren bekanntlich Sultan Saladin und eine Reihe anderer Fürsten der Gläubigen nach ihm eben so eifrig wie erfolgreich dabei, mit den schwachen Resten der Kreuzfahrerstaaten im Osten aufzuräumen. Bezieht sie sich auf die Zeit, wo der „*Nathan*“ gedichtet, oder auf den 28. Januar 1858, wo Auerbachs Tagebuchsblatt geschrieben wurde, so hätte ihm doch einfallen können, daß der Islam die Religion von etwa zweihundertundzwanzig Millionen Menschen ist und in Asien und Afrika noch ungeheure Machtgebiete hat. Hier ist eben, was allenfalls auf den Juden passen konnte, ohne weiteres auf den Muhammedaner angewandt. Ähnliche und schlimmere Selbsttäuschungen sind von dem ununterbrochenen Bedürfnis, mit der Reflexion weit von dem Gegenstande abzuschweifen und bei jedem Anlaß etwas Apartes zu sagen, untrennbar. Zu dem redlichen Bemühen, allen Dingen und Erscheinungen gerecht zu werden, steht weiterhin die Empfindlichkeit in auffälligem Widerspruch, wo es sich einmal um die Sache der Juden handelt, und die beinahe wilde Gehässigkeit gegen litterarische Gegner, namentlich gegen Friedrich Hebbel, die uns aus den „*Eindrücken*“ entgegenblitzt.

In Bezug auf den ersten Punkt leistet Auerbach geradezu unglaubliches. Nicht einmal eine so harmlos humoristische Figur wie die des wackern Schmock in den „*Journalisten*“ findet Gnade vor seinen Augen, sie scheint ihm der Thatsache gegenüber, „daß viele Juden tapfer und treu in der Journalistik wirkten,“ völlig unerlaubt. Daß ihm im „*Kaufmann von Venedig*“ eine Inkonvenienz übrig bleibt, daß ihm *Shylock* „größer erscheint als die ganze maskenspielende, leichtfertige Christenheit“ mag hingehen, aber daß ihm die Überwindung des wilden Christenhassers, der das Recht zum Deckmantel der Rache macht, durch *Porzia* „eine widrige Empfindung“ hinterläßt, und daß er diese Empfindung ohne weiteres als „ganz allgemein“ bezeichnet, das geht doch über das Erlaubte hinaus. Die Erbitterung gegen Hebbel vollends drückt sich in Formen aus, die schlechtthin nicht zu begreifen sind, wenn man nicht Schimpf für Schimpf zurückgeben will. Das über „*Maria Magdalena*“ geschriebene ist keine Kritik, es ist ein Wutanfall. Die einzige Stelle der Hebbelschen Tragödie, die Auerbach anerkennt, benutzt er, um ein häßliches Licht auf den Dichter und sein Leben fallen zu lassen.

Vor allem aber fällt in der ganzen Reihe dieser Aufzeichnungen eines auf. Von der ersten bis zur letzten Seite nimmt der Verfasser gerechten Anstoß an der rohen Theaterwirtschaft, die sich während des letzten Menschenalters bei uns entwickelt hat. Unablässig betont er, daß bei uns zu viel Theater gespielt werde, daß die Theaterzeit lediglich eine Verdauungstunde geworden sei, daß eine große ästhetische Korruption namentlich auf dramatischem Gebiet herrsche, daß das unabweisbare Volksbedürfnis nach Spielen von der krassesten Gemeinheit ausgebeutet werde, daß der Riß zwischen Poetischem und Theatralischem immer größer werde, daß das Theaterpublikum mehr und mehr aus den Müßigen, Satten und Zerstreuten bestehe, daß „Theatermachen“ ohne Poesie zuletzt auf Zirkuskunststücke und Clownsprünge hinauskomme. Am 9. April 1880 schreibt er wörtlich: „Heitere Theater will man die Vorstadtbühnen nennen, die sogenannte Operetten u. s. w. zur Darstellung bringen. Ich hatte mich gestern verleiten lassen, eine gerühmte komische Oper »Die Glocken von Corneville« zu hören. Der Gesamteindruck des Theaters und dessen, was darin und darum, war, als ob man in eine Gartüchle geraten wäre, wo Pferdefleisch, ja sogar Hundefoteletten serviert werden. Und es giebt Menschen, die eine solche sogenannte Kunstanstalt jahraus jahrein besuchen! Wie muß es in den Seelen solcher aussehen, oder ist da von Seele nichts mehr?“

Wahrlich eine höchst berechtigte Frage. Nur schade, daß Auerbach unterlassen hat, sich das Grund- und Stammpublikum der Operette genauer anzusehen. Er würde da zu seiner Überraschung dieselben Leute gefunden haben, die er anderwärts als „hochangesehne Männer,“ als Vertreter der „überlegnen Intelligenz in Dingen des Erwerbs und der Kapitalbildung,“ als „aufopfernde Glieder der Gemeinde“ als „Männer des Fortschritts“ charakterisiert und glorifiziert hat. Er würde entdeckt haben, daß eine goldne Jugend gewisser Lebenskreise, die sehr fälschlich noch als Bestandteil oder gar als Kern des ehrenfesten Bürgertums gepriesen wird, die Hauptstütze aller Bühnenschandwirtschaft war und ist. Er hätte sich eingestehen müssen, daß die Fortschrittsphrase, die er für die sichere Bürgerschaft des Charakters und der sittlichen Empfindung hielt, so wenig eine Bürgerschaft dafür bietet, als — die christliche und konservative Phrase.

Übrigens, so wohlbegründet auch Auerbachs Ekel gegen die theatralischen Chemiker war, die „aus Pferdehock Benzoesäure und Parfüm machen,“ so darf man doch nicht übersehen, daß er oft die sittlich optimistische Reflexion, die freilich seine besondere Stärke war, dramatischen Werken gegenüber viel zu einseitig walten läßt. Wir haben keine Ursache uns für Sardous „Dora“ oder Augiers „Fourchambaults“ zu erwärmen. Aber wenn Auerbach geltend macht: „Man sagt solchen Stücken nach, sie seien Zeitbilder, und zwar satirische, aber eben das ist erlogen. Wenn eine Nation, eine Zeit wirklich und vor allem aus solchen Menschen bestünde, so könnte sie nicht drei Tage dauern,“ so hat er wohl darin Recht, daß Frankreich Millionen anderer Existenzen hat, überfieht aber, daß eine Nation nicht bloß für ihr Leben, sondern auch für ihre Ideale verantwortlich ist, und daß die in den Loretten- und Ehebruchsdramen geschilderten Fünzigtausend von tout Paris zu französischen Idealen geworden sind. Hätte Auerbach noch ein paar Jahre länger gelebt, so hätte er sogar erfahren, daß uns auch in Deutschland eine verächtliche Zahl von verächtlichen und widerwärtigen Lebenserscheinungen Berlins als einzige „Wahrheit des Lebens“ angepriesen und, wie es allen Anschein hat, als unsre künftigen künstlerischen Ideale aufgedrängt werden.

Wie vielen Anteil an dieser Entwicklung der Dinge die einseitige liberale Doktrin gehabt hat, die jahrzehntelang nur nach der Parteizugehörigkeit und nichts

mehr nach dem Leben im ganzen fragte, kann hier um so eher unerörtert bleiben, als Auerbach, wie auch die „Dramatischen Eindrücke“ wieder zeigen, diese Frage unablässig gestellt und sich höchstens in ihrer Beantwortung hier und da empfindlich getäuscht hat. Würde er es doch auch nicht für möglich gehalten haben, daß selbst die besten und gelungensten seiner Dorfgeschichten ein Jahrzehnt nach seinem Tode bereits so in den Hintergrund gedrängt sind, wie es thatsächlich der Fall ist. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir diese modische Unterschätzung eines unter allen Umständen bedeutenden Schriftstellers für völlig unberechtigt halten; hoffentlich wird sie auch vorübergehen.

Neue Novellen von Paul Heyse. Auf den großen dreibändigen Roman des vorigen Sommers hat der Meister der Erzählungskunst, der im Vollbesitz seiner Mittel müheelos Spende an Spende reißt, einen neuen Novellenband folgen lassen, die novellistische Ausbeute der letzten Jahre. *)

Den Titel „Aus den Vorbergen“ — gemeint ist natürlich das immer mehr zur Reichssommerfrische werdende bairische Alpenvorland — kann man, wenn man will, „symbolisch“ nehmen. Er trifft nur den gemeinschaftlichen Ortshintergrund der Novellen. Diese selbst aber kann man in innere Beziehung setzen zu der jüngsten scharf zugespitzten Streitdichtung Heyses. Man kann sie als die sanfter geschwungne Vorbereitung und Überleitung zu den schroffen Protesten betrachten, mit denen Heyse in diesem Jahre sich den Dank der Kunstfreunde und der vernünftigen Leute gegenüber dem herausfordernden barbarischen Blödsinn unsrer „modernen“ Kunst setzen und Litteraturgigerel verdiente. Hier ist es vorwiegend die zweite Novelle „Marienkind,“ die den Streit mit blanker Waffe fortsetzt. Die andern wirken mehr durch ihre ganze Haltung als stillschweigende Verweise gegen eine Richtung, die in niedern Vorwürfen nur den niedrigsten Gehalt sucht und sie nur zur Entfaltung blühender Gemeinheit benützt.

„Marienkind“ wählt seine Angriffsstellung besonders vorteilhaft. Die „moderne“ naturalistische Versenkung in den Weltschmutz trifft auf ihr gleich krankhaftes spiritualistisches Gegenbild: die mönchische Selbstqual, die Verhimmelung des Weltelends, die mit ihren „Werken“ so auf das Jenseits spekulirt, wie jene auf das Diesseits. „Marienkind“ ist eine liebe, hübsche Klostererschülerin, die besonders seit ihrer Prämierung — der Marienkindschaft — einen unüberwindlichen Hang zum himmlischen Beruf in sich verspürt. Zur Verzweiflung ihres verwitweten Vaters und ihrer lebensfreundigen Umgebung, die sie damit tyrannisiert! In einer Sommerfrische erscheint nun das „moderne“ Gegenmittel, das ihr der Dichter verschreibt: ein junger Freilichtmaler, der nach einem abscheulichen, schmutzigen Kretin von Gänsemädchen an der Landstraße „große Kunst“ übt. Der Häßlichkeitsrafael verliebt sich, wie sichs gebührt, in das Madonnengesichtchen und entschließt sich sogar, es trotz seiner Schönheit zu malen. Ja er wird zum Heiligenmaler und stiftet für das Kloster der Auserwählten ein großes Bild der Schutzpatronin, das wegen verhänglicher Ähnlichkeit mit dem Namenskinde zurückgewiesen wird. Es ist nun sehr anmutig zu lesen, wie Leben und Liebe über die tote Kälte von Dogma und Theorie den Sieg davontreten. Das plötzliche Hinscheiden der muntern Haus tante bringt der eifrigen Himmelsaspirantin den verlassenen irdischen Vater heilsam in Erinnerung. Schließlich geschieht der Prozeß nicht im Kloster, sondern in der alten Pinakothek, noch dazu im Rubenssale, wo der Kunst eine neue Helene Four-

*) Aus den Vorbergen. Novellen von Paul Heyse. Berlin, Herz, 1893.

mens geschenkt wird. Der Besitzer des Originals, der so glücklich ist, es malen zu dürfen, wird zwar von seinen „modernen“ Kollegen wegen seines Rückfalls auf „die abschüssige Bahn des Akademischen“ künstlerisch aufgegeben; nur mit geringer Mehrheit läßt die Aufnahmejury aus persönlicher Rücksicht auf einen alten Genossen sein neues Werk in einer dunkeln Ecke zu. Aber wer es hier entdeckte, ohne ein leidenschaftlicher Anhänger der neuesten Richtung zu sein, hatte seine Freude daran. Es ist das Bild einer glücklichen jungen Mutter mit ihrem Sprößling, das lebensvolle Kunstideal des — „Marienkindes.“

Wie unser Erzähler hier unmittelbar verfährt und in der drolligen Figur des in sich und seiner Frau Gevatterin vergnügten alten Medizinalrats einen volkstümlichen Vertreter der eignen Meinung einführt, so erreicht er sein Ziel in den drei andern Geschichten auf exemplarischem Wege. Er verwahrt sich in der Erzählereinführung der letzten, daß die angeführten Beispiele von „Dorstromantik“ die Regel seien. Aber ist nicht die Ausnahme durchgängig der Vorwurf der Kunst? Ihr Gesetz ist ein höheres als die mathematische Formel, der sich der unbeseelte Stoff fügt. Das eigentliche Vorbild der Menschheit, ihr wahres Angesicht in seiner ursprünglichen Kraft und Bedeutung offenbart sich in dem, was uns als Ausnahme im Leben entgegentritt. Die ganze wirklich so zu nennende Weltgeschichte ist in diesem Sinne Ausnahme und wird nur in diesem Sinne Vorwurf der Kunst. Nicht das Gemeine ist es, was den Einschlag bildet in dem großen Gewebe des Weltgeschicks. Und so ist auch im Leben des einzelnen nicht das, was ihn an die Herde bindet, nicht das Gemeine und Traurig-Wahre, was sein besondres Geschick bestimmt, sondern das, was ihm eigentümlich ist, ihm allein angehört, das verschwindend Geringe, wodurch er abweicht, worin er Ausnahme ist. Wie kommt es denn, daß jeder Mensch, und sei er der geringste, sein Geschick als das seine empfindet, es mit solcher Ausschließlichkeit von dem der ganzen übrigen Menschheit abhebt und darin so im Rechte erscheint, wie der gewaltigste neben ihm? Des Dichters Vorrecht ist es, das Leben von dieser seiner besondern Seite zu nehmen. Wenn Leute mit grauer Amtsmiene statt dessen „exaktes Material zur menschlichen Naturgeschichte“ aufstapeln, so beweisen sie zunächst nur, daß sie keine Dichter sind, so alberne Gecken sie sonst sein mögen. Auch wird der Dichter, er mag sich stellen, wie er will, hierbei immer wieder „die liebe Liebe“ auf seinen Pfaden antreffen. Er will die abweichenden Schwankungen der Lebenswelle anschaulich machen. Und die Liebe ist es neben dem Kriege, die am freiesten und entschiedensten „bewegt das Leben, daß sich die graulichsten Farben erheben. Reizend betrügt sie die glücklichen Jahre, die gefällige Tochter des Schaums; in das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums.“

Eine ganz besondere Anwendung der letzten Worte giebt die Geschichte vom „Kaverl.“ Kaverl ist ein kleiner Dorstrottel, eine stehende Erscheinung in jenen Gebirgsgegenden. Die schöne, tüchtige Stieffchwester ist in den traurigen Kretin, obwohl er ihr nur die Ehe ihrer verstorbenen Mutter mit dem elenden Trunkenbold von Stiefvater in die Erinnerung rufen kann, so mütterlich verliebt, daß sie in seiner Wartung und Pflege und — wie sie sich einbildet — Erziehung Ziel und Zweck ihres Lebens sieht. Sie opfert ihm ihr Dasein, ja sie verwirft es durch ihn auf eine tragische Weise. Seinetwegen weist sie die ernstgemeinten Bewerbungen des Dorfarztes zurück, da sie darauf besteht, das Brüderchen mit in die Ehe zu nehmen. Der in seiner Leidenschaft nicht allzu gewissenhafte Mediziner vergreift sich in einer Krankheit des Kaverl in der Opiumdosis, und das Kind schläft in die Ewigkeit hinüber. Die Schwester ahnt den Mörder und bricht

vollends mit ihm, um — dem Kranken, Heruntergekommenen später freiwillig das zu gewähren, was sie früher dem aussichtreichen Brautwerber versagt hatte. Eine Erscheinungsform der Liebe, in der das Mitleid so völlig den Ausschlag giebt, dürfte im allgemeinen nicht so selten sein, wie sie sich in diesem Ausnahmefalle darstellt. Aber gerade dieser Fall wirkt poetisch wahr, weil er an einem individuellen Beispiel eine Art Urbild davon ausdrückt. Wir verstehen an dieser Ausnahme, was uns an tausend Durchschnittsfällen mit allen statistischen Ergebnissen nicht im mindesten einleuchten würde.

Die beiden andern Geschichten zeigen in ihrer dörflichen, bäuerlichen Umgebung Erscheinungen, die man in ihrer Zartheit und Vergeistigung sonst nur der städtischen Bildungssphäre vorbehalten denkt, obwohl großstädtische Salons dafür vielleicht einen ebenso ungünstigen Boden abgeben, wie die Bauernstube. Trotzdem sind die Ausnahmen, die uns der Dichter hier vorführt, durchaus an ihr Lokal gebunden, und gerade das macht sie zu eigentümlichen Vorwürfen für seine Kunst. „Broni“ ist eine arme Beerenfucherin, ein Geschöpf von mimosenhafter Scheu vor unlautern Berührungen und Verhältnissen. Sie opfert ihre Liebe zum Forstadjunkten der Ehe mit einem ältern, etwas verkrüppelten Bahnwärter und läßt, als die Leidenschaft ihr einmal wieder ins Haus fällt, lieber „im Dienst“ den Nachtzug über sich hinsausen, als daß sie widerstandsunfähig würde. Der Schulmeister der letzten Erzählung mit dem Titel „Dorfromantik“ ist mit seiner poetischen Hingebung an eine schwindsüchtige Geliebte eine unter den Dichtern selbst nicht so ungewöhnliche Erscheinung. Der reiche Bauernpapa, der nur, um das Leben des vergötterten Töchterleins zu schonen, in die Verbindung mit dem armen Schulmeisterlein willigt, und die robuste Halbschwester, die vergeblich auch nach dem Tode der Geliebten den Seladon für sich zu gewinnen sucht, vermannichfaltigen das Interesse an der in die niedere „Milieu“ gesetzten Poetenfigur.

Wahrlich, das „Milieu,“ um den schrecklichen, unlogischen Lieblingsausdruck unsrer Kritiker hierbei in seiner aufgebrängten Bedeutung abzuweisen, Örtlichkeit und Umstände, machen nicht die Dichtung. Coullissen und Statisten machen kein Drama, ein Klavier und eine Stimme, angezündete Lichter und ein Auditorium machen kein Lied. Man muß spielen und singen können, und muß vor allen Dingen etwas zu spielen und zu singen haben, dann wird man auch zu stande bringen, wenn das alles fehlt; ohne Klavier, ohne Lichter, ohne Auditorium, in der Stille und Einsamkeit, oder auch wenn das Klavier klappert, die Lichter trübe brennen und rohe Stimmen dazwischen kreischen. Der Mensch bleibt Mensch, ob im Dorfe oder in der Stadt, auf Thronen oder in Hütten, im Staatskleide des Würdenträgers oder im Kittel des Bauern. Zieht das Staatskleid oder den Kittel aus, und was bleibt übrig als ein armer, nackter, bedürftiger Mensch, hinausgestoßen in irgend so ein Teilchen von Welt, in dem er zurechtzukommen sucht, so gut er eben kann, von dem ihm nichts angehört, als was er hineinbringt: ein schlagendes Herz, fünf Sinne und so ein bißchen Selbst, wie es denn jeder hat, freilich ist es oft darnach! Und darauf kommt es an, ihr Herren Milieumacher, auf das Selbst und was einer daraus macht; mag sonst die Szene sein, wo sie will, in Paris oder in Hinterwinkel, bei den Norwegern oder bei den Botokuden, in Berlin W oder in Berlin N, in der Ebne, am Strande oder „in den Vorbergen.“

Signorellis Bilder zu Dante. Eine der interessantesten und vornehmsten — hier paßt einmal das jetzt viel mißbrauchte Adjektiv — Veröffentlichungen, die

das vorige Jahr gebracht hat, ist die Reproduktion der Illustrationen Signorellis zu Dantes göttlicher Komödie, die wir F. X. Kraus verdanken (Freiburg i. B., F. C. B. Mohr, 1892). In mehrfacher Hinsicht verdanken. Es war an sich ein Verdienst, auf die neben den großen Wandbildern des Luca Signorelli in der Cappella nuova des Doms von Orvieto leicht übersehenen und bisher auch durch Litteratur und Abbildungen stiefmütterlich behandelten Sockelbilder, wovon die Danteillustrationen einen Teil bilden, energischer hinzuweisen, sie beim Publikum eigentlich erst einzuführen. Aber der Freiburger Kirchen- und Kunsthistoriker hat außerdem auch selber den Text und die Erklärung übernommen und für die photographischen Aufnahmen gesorgt, auf denen die Lichtdrucke des Werks beruhen. Um vor allem diese zu loben: sie sind vortrefflich gelungen und geben in einer Sepiatönung, an die man sich bald gewöhnt, die grau in grau gemalten Sockelbilder in vollkommener Schärfe und Treue, natürlich ebenso treu auch die Beschädigungen der Originale wieder.

Es sind elf dieser Sockelbilder, die sich auf die göttliche Komödie beziehen und daher von Kraus reproduziert worden sind; dazu kommt aus dem Weirwerk der großen Fresken Signorellis noch ein Bildnis Dantes, das in Zinkdruck wiedergegeben ist; es hält den bekannten Typus fest, wobei es allerdings die Büge etwas vergrößert.

Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß diese Sockelbilder durch Schülerhand ausgeführt sind, so sagt doch Kraus mit vollem Recht, daß „der Geist Signorellis in ihnen nicht minder als in den großen Kompositionen der obern Wandflächen“ walte. Einen andern Satz des Herausgebers aber möchte ich doch nicht ohne Ergänzung lassen, nämlich den, daß die Sockelbilder „in keiner unmittelbaren Beziehung zu den großen Wandgemälden stehen, in denen die Anzeichen des Weltgerichts, der Antichrist, die Auferstehung, der Sturz der Verdammten, die Hölle, die Begrüßung und Krönung der Auserwählten vorgestellt sind.“ Das ist ja richtig. Aber desto inniger ist die mittelbare Beziehung, sie liegt in der unzweifelhaften Anregung aus Dante, in der aus seiner Lektüre gewonnenen Steigerung der eigenen Auffassung und Phantasie, wie sie in diesen gewaltigen Signorellischen Schilderungen der jüngsten Dinge lebt und zum großartigsten Ausdruck kommt und daher Wandbilder und Sockelbilder innerlich doch zu einem großen geschlossenen Ganzen erhebt.

Jene kleinen Darstellungen nun beziehen sich alle elf auf die am wenigsten populäre der drei großen Gefänge, auf das Fegfeuer. Sie zeigen — und gerade in ihrer Einfarbigkeit, in ihrem Verzicht auf Farbenwirkung, die ja die schwache Seite des Meisters war — trotz ihrer verhältnismäßigen Kleinheit alle bekannten Vorzüge Signorellis, insbesondere in der einfachen Großartigkeit der Komposition und in der Kraft, ja der *terribilità* der in der Plastik des Nackten schwelgenden Zeichnung.

Professor Kraus leitet seine Erläuterungen durch eine Übersicht über die bisherige Litteratur ein und fügt dann jedem der elf Bilder einen Text bei. Soweit zu den Zitaten aus Dante noch Zusätze zur Verdeutlichung notwendig sind, zieht er es meistens vor, mit seiner eignen Auffassung möglichst zurückzuhalten und das schon von andern beigebrachte wohlgeordnet und übersichtlich vor dem Leser auszubreiten. Ein Bild, das erste, bleibt ohne bestimmtere Erklärung, und zwar infolge eines Übersehens, das mir kaum begreiflich ist. Es stellt Dante halb knieend dar, Virgil sich neigend, vor einem kraftvollen alten Manne in flatterndem langen Mantel und mit lang wallendem Bart und Haupthaar (bei kahler Schädelsplatte;

das Alter der in mächtigem Schreiten innehaltenden Gestalt ist unverkennbar). Signorellis Biograph, der verstorbene Basler W. Wischer, hatte das Bild auf die Engelserscheinung im Purgatorio II 27 ff. bezogen. Das widerlegt zwar Kraus mit guten Gründen, findet aber seinerseits keine passendere Erklärung. Nun weist aber das Anordnungsprinzip des Ganzen dieses Bild von selber dem ersten Gesange des Fegefeuers zu. Und da heißt es deutlich genug (V. 31 ff.):

Und einen Greis, allein, sah ich mir nahe,
Der Ehrfurcht also wert
Lang war, mit weißem Haar vermischt, sein Bart
Und gleich dem Haar des Haupts, das niedersinkend
Als Doppeltreif der Brust zur Hüfte ward.

Signorelli hätte diese Erscheinung des Cato von Utica gar nicht enger an die Schilderung Dantes anlehnen können, als er es in der Darstellung des ersten Sockelbildes gethan hat.

Veröffentlichungen wie diese können immer nur auf einen kleinen Kreis von Freunden rechnen. Um so lebhafterer Dank gebührt der Mohrschen Buchhandlung, daß sie in einer Zeit, wo die übliche Prachtverfabrikation darauf ausgeht, die Pyramide des Geschmacks beim Publikum auf einer möglichst breiten, d. h. tiefen Schicht zu treffen, dem entgegengesetzten Bestreben durch die Herausgabe des Kraus'schen Werkes ein Opfer gebracht hat, insbesondre auch für die schöne Ausstattung, die sie dem Buche durch die weitbekannte Wallausche Kunstdruckerei in Mainz hat zu teil werden lassen.

E H

Die Führenden. Ed. Hanslik, der bekannte Wiener Musikschriftsteller, Mitarbeiter der Neuen freien Presse und der Deutschen Rundschau, erzählt in einem Aufsätze „Aus meinem Leben,“ daß auch er in jungen Jahren unter dem Einflusse Heines gestanden habe, und wagt dabei auszusprechen, daß ihm die „subjektiven, künstlich nachlässigen Heinschen Wendungen jetzt unbeschreiblich widerwärtig“ seien. „Kein Zweifel, daß Heine, die Vergötterung Heines, heute noch eine Anzahl von Feuilletonisten zur Nachahmung verführt, und manches vielversprechende Talent auf dem Gewissen hat. [Ein Talent auf dem Gewissen haben, ist auch nicht übel!] Bilder und Stilmanieren, die bei Heine als neu und originell wirkten, werden bei seinen Nachahmern unerträglich affektirt und geistlos. Manches heute erscheinende Feuilleton, selbst von talentvollen Autoren, vermag ich nicht weiter zu lesen, wenn ich in den ersten Zeilen das Gefunkel und Gesunkel Heinscher Geistreichigkeit und Welterschmerzerei, die Glitter erborgten Witzes und erlogener Gefühle glitzern sehe.“

Was werden die Redakteure der genannten Zeitschriften dazu sagen? Sollte auch Herr Hanslik Mitglied der großen antisemitischen Verschwörung sein, die den teuflischen Plan hat, die Schätzung Heines auf ein gerechtes Maß zurückzuführen? Das wäre entsetzlich. Auch Professor Hermann Grimm dürfte durch die angeführten Sätze betrübt werden, der soeben wieder in einer Besprechung der Schriften H. Hombergers (in derselben Rundschau, die die Kezerei Hansliks bringt) eine allerdings gewundene, geflissentlich „Worte“ für „Wörter“ gebrauchende Erklärung voll schwerer Bedenken gegen die Sprachreinigung vorgebracht hat. Der Nachwelt, meint er, werde es „sehr seltsam erscheinen, daß nicht denen, welche mit der Sprache doch zumeist zu thun haben, den ersten Schriftstellern des Volkes, die Sorge für das Vaterländische überläßt, oder ihre Schriften als Norm nimmt,“ sondern sich erdreistet, ihnen ihre Verstöße gegen Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache vorzuhalten. Nun gehörte doch Heine gewiß zu den ersten, recht

eigentlich „führenden“ Schriftstellern seiner Zeit, folglich müßten wir all seinen Sprachunfug als Norm nehmen. Schließlich bezeichnet Herr Grimm in orakelhaften Wendungen den Versuch, „die geistige Unabhängigkeit des einzelnen aufzuheben, als ein auffallendes Zeichen und vielleicht das erste Glied einer Kette noch anderer Beschränkungen,“ von denen er „bedauerliche Folgen“ voraussieht. Wir irren schwerlich, wenn wir auch hierin eine Spitze gegen den Antisemitismus zu sehen glauben, den heutzutage gewisse Leute hinter allen ihnen nicht passenden Erscheinungen wittern, wie einst die Reaktion in Preußen die „Juden, Polen und Franzosen.“

Bei diesem Anlaß möchten wir uns nach dem Befinden des Vereins zur Abwehr der Sprachreinigung erkundigen, der vor einigen Jahren von etwa vierzig „führenden“ Schriftstellern, zu denen ja wohl auch Herr Grimm gehörte, ins Leben gerufen wurde. Von dem ist es ja ganz still geworden, und er lieferte doch allerlei Herren, die sich in mehr oder weniger unbekanntem Büchern mit der Sprache zu thun gemacht haben, die schöne Gelegenheit, sich durch ihren Beitritt allerhöchstselbst das Diplom eines „führenden Schriftstellers“ auszustellen.



Schwarzes Bret

Die hochakademische Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung schreibt in einem Aufsatze zu Heinrich Brunn's fünfzigjährigem Doktorjubiläum: „Bei der Bedeutung des Mannes, in welchem seine Fachgenossen den Gipfel erblicken, den ihre Wissenschaft in unsrer Zeit erstiegen hat, ist es gewiß auch für weitere Kreise interessant u. s. w.“ Hoffentlich trägt die Archäologie keine genagelten Bergschuhe, sonst wäre es doch etwas schmerzhaft für Herrn Brunn gewesen. Außerdem wird uns noch folgende ergötzliche Prügelzene geschildert: „Jedoch es währte nicht lang, so schlug der Name, der ihm voranging, der Umfang und die Sicherheit seines Wissens, sein fein pointirtes Urteil, auch seine einfache und milde Persönlichkeit durch.“

Der Verfasser des Aufsatzes heißt Fleisch.

Das Leipziger Tageblatt vom 29. März berichtet über eine Versammlung in Stettin, in der Ahlwardt gesprochen hatte: „Auf der einen Seite stimmte man die Marschallaise an, auf der andern das antisemitische „Deutschland, Deutschland über alles.“

Die deutsche Jugend mag sich hierfür bei dem semitischen Leipziger Tageblatt bedanken.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig